

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

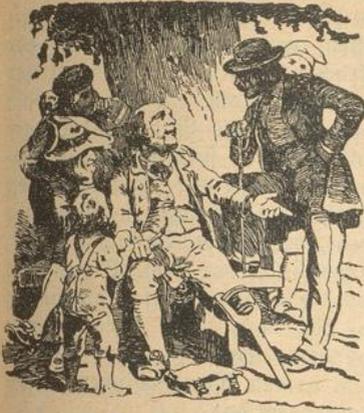
Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Weltbegebenheiten

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Weltbegebenheiten.

Bis Mitte Juni 1935.



Die alten Griechen hatten eine lustige Sage: Der Riese Herkules kam einst in das Land der Zwerge, die von den Griechen Pygmäen, „Däumlinge“, genannt wurden.

Ermüdet legte er sich zum Schlafen. Da kam das Völkchen der Däumlinge herbeigelaufen und staunte den Ungeheuren an, der wie ein Berg vor ihnen lag. Sie hatten Angst, der Schreckliche werde beim Erwachen sie alle zertreten wie hüpfende Flöhe. Darum holten sie Leitern und Stride. Stiegen auf die Leitern und wanden ihre Stride um die Glieder des Riesen. Der spürte das Gekrabbel der Winzigen gar nicht, weil sein Schlaf zu tief war. Aber als er aufwachte, merkte er, daß Arme und Beine von sonderbaren Fäden umschnürt waren. Da reckte und dehnte er sich — und die dünnen Bindfäden rissen allesamt entzwei. Das Völklein der Pygmäen nahm entsetzt Reißaus — lachend schaute Herkules ihnen nach.

An diese Geschichte muß der Hinkende denken, wenn er über all die Begebenheiten nachsinnt, die im abgelaufenen Jahre sich zugetragen haben. Es war ein Jahr, in dem Deutschland die Stride zu zerreißen begonnen hat, mit denen die Völker ringsum den deutschen Michel gefesselt hatten. Die Fesseln sind freilich keine schwachen Bindfäden gewesen, sondern richtige Eisenketten, und die dem Michel diese Eisenketten an seine Glieder gelegt haben, waren keine harmlosen Zwerge, sondern trogige und zornige Kerle, die gemeint haben, sie müßten den deutschen Michel für immer in

Ketten und Banden halten, damit er nie wieder zur Freiheit kommen könne und ihnen ewig als gehorsamer Knecht zu Dienst sein müsse. So wie es einst die Philister mit dem Riesen Simson gemacht haben, dem sie zuerst die Augen ausgestochen haben, um ihn dann mit ehernen Banden anzuketten. Der Hinkende hat in den zwanziger Jahren nicht umsonst von diesen Ketten und Banden ein traurig Lied gesungen.

Aber jetzt ist die Zeit gekommen, da dem Michel die Kräfte gewachsen sind, wie einst dem Simson im Kerker die Haare und damit die Kräfte wieder gekommen sind. Die nordischen Reden haben von den Berserkern erzählt, die in einen solchen Grimm geraten können, daß sie Eisenketten zerreißen wie Zwirnsfäden — und etwas von dieser Berserkerkraft ist über den deutschen Michel gekommen. Er hat die Ketten gesprengt, daß die Kettenringe nur so herumgeflogen sind in der Luft, und die Spitzbuben, die ihn in Ketten geschlagen hatten, sind entsetzt davongestoben. Das hätten sie dem Michel doch nicht zugetraut!

Der dem Michel diese Riesenkraft verliehen hat, ist der große Führer, den uns der Herrgott gerade zur rechten Zeit geschickt hat. Eine Holländerin hat dem Hinkenden geschrieben: „Ihr Deutschen mühtet eurem Herrgott jeden Tag auf den Knien danken, daß er euch den Hitler geschenkt hat. Um den beneidet euch die ganze Welt. Und die am ärgsten über ihn schreien, beneiden euch am meisten!“ Ja, Gott sei Dank! So ist es. Und wir Deutschen wissen, was wir an unserem Hitler haben! Den Befreier, dessen Hände stark und fest sind, und dessen Herz das Wort „Furcht“ nicht kennt. Hitler handelte nach dem herrlichen Wort Bismarcks, das lange in Vergessenheit geraten zu sein schien: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt!“

Leicht ist es ihm nicht gemacht worden, dem Tapferen und Treuen. Sein redliches

Herz sucht Friede mit allen Völkern auf der Erde — er streckt seine Hände aus zu denen, die einst des deutschen Volkes Feinde waren. Bieder und wahrhaftig wie



Der Michel hat die Ketten gesprengt, daß die Kettenringe nur so in der Luft herumgeflogen sind.

das deutsche Herz, von dem einst der Freiheitsjäger Ernst Moritz Arndt gesungen hat:

„Deutsches Herz, verzage nicht!
Tu, was dein Gewissen spricht!“

Und so ist er nach Italien gefahren, um dem Duce Mussolini die Bruderhand zu reichen. Er hat nicht anders gewußt und gedacht, als daß der Italiener ein redlicher Nachbar Deutschlands sein müsse, weil auch er sich aus dem Sumpf des Marxismus herausgerettet und ein neues römisches Reich aufgerichtet hat, in dem der Führer und sein Wille vorn dran stehen und die Ehre der Nation über allem anderen steht. Mussolini hat manchmal von den germanischen Nachbarn geredet und so getan, als ob er mit dieser deutschen Nation ein Herz und eine Seele werden wolle. Er hat freilich den deutschen Führer mit allen Ehren empfangen und ihn in ein wunderschönes Schloß bei Venedig — es heißt Strá — eingeladen. Aber aus der Zusammenkunft ist nicht viel Schätzbares herausgekommen. Die beiden Staatsmänner haben, wie sie

in den Zeitungen geschrieben haben, alle politischen Fragen miteinander besprochen, die zurzeit Europa bewegen — aber der Italiener hat hinter den Tiroler Bergen den schönen Stefansdom von Wien auftragen gesehen, und in sein Herz ist der Wunsch gekrochen, daß er dort einmal der Herr sein möchte. Rom und Wien — die beiden gäben ein edles Paar, hat er gemeint. Und in Wien sind Leute am Ruder gewesen, die lieber mit Rom es halten als mit Berlin. Sintemal in Rom ein Lüftlein weht, das ihnen lieblicher dünkt, als der Nordwind, der von Berlin her braust. Als die beiden Führer auseinander gingen, hat man schon etwas ahnen können von dem, was ein paar Wochen dann in dem armen österreichischen Ländlein sich zugetragen hat.

Wie Hitler wieder nach Deutschland zurückgekommen ist, hat er ein großes Herzeleid erfahren müssen. In seiner nächsten Nähe hat die Untreue sich aufgemacht, um den eigenen Herrn zu erschlagen, wie das deutsche Volkssprüchlein klagt. Auch im Ausland hatte man Wind davon bekommen. Der französische Außenminister Barthou hat sich schon die Hände gerieben bei dem Gedanken an den baldigen Sturz Hitlers. Das wäre den Franzosen zu Paß gekommen. Da hätten sie im Trüben fischen können! Aber die wahrhaft Getreuen um Hitler waren auf der Wacht. Göring und Heß warnten die Übermütigen: „Wehe dem, der plump zwischen die feinen Fäden der strategischen Pläne Adolf Hitlers hineintrampelt! Wehe dem, der die Treue bricht, im Glauben, durch eine Revolte der Revolution dienen zu können!“ Aber sie ließen sich nicht warnen. „Wen Gott verderben will, den betört er zuvor“, ist ein altes lateinisches Wort. Und so geschah das Unerwartete, das wie ein lähmender Schrecken durch ganz Deutschland fuhr! Hitler ging in die Höhle des Drachen, wie einst Siegfried in der deutschen Sage mit dem gezückten Schwert vor die Höhle des Lindwurms Fafner geschritten ist. Der Rebell wurde am 30. Juni, morgens 2 Uhr, mit seinen Spießgesellen verhaftet und der gerechten Strafe zugeführt. Man konnte kaum ahnen, welcher Gefahr das deutsche

Volk durch dies entschlossene Handeln des Führers entgangen war.

Hitler hat dem Reichspräsidenten von Hindenburg auf dem Gute Neudeck persönlich berichtet von diesen Ereignissen und den harten Maßnahmen, die er sofort hatte treffen müssen.

Der Reichspräsident hat dann dem Reichszugler und seinem Gehilfen, dem Minister Göring, ausdrücklich für die Rettung des Vaterlandes gedankt. Deutschland ist ganz nahe am Abgrundrand gestanden — nur die starke Hand des Führers hat Volk und Vaterland im letzten Augenblick davon zurückgerissen. Wie fürchtbar der Gedanke, daß wir alle in diesen Abgrund hineingestürzt wären! Nicht auszudenken!

Der treue Reichspräsident ist einen Monat darauf heimgegangen. Am 2. August haben sich ein Paar Augen geschlossen, die über Deutschland gewacht haben in der schwersten Zeit seiner Volksgeschichte. Ein „getreuer Eckart“ ist er gewesen, der Reichspräsident Paul von Hindenburg. So lang eine deutsche Zunge klingt, wird man seinen Namen kennen. Er war der Schlachtenlenker, der die Russen aus Ostpreußen hinausgeworfen hat. Damals ist Deutschlands Schicksal auf des Messers Schneide gestanden! Und wer im großen Krieg gelebt hat, der weiß noch, wie in alle Sorge und in alles Bangen hinein der Trost gekommen ist: „Der Hindenburg macht's!“ Und dann, da er im hohen Alter war, rief ihn noch einmal das deutsche Volk: „Komm, hilf uns!“ Er ist diesem Ruf gefolgt wie Anno 14 dem Ruf seines Kaisers. In soldatischer Pflichttreue. Und wie ist er auf seinem Posten gestanden! Die Franzosen haben das Sprüchlein geprägt, das Bismarck als die Lösung seines Lebens bezeichnet hat: „Toujours en vedette!“ Immer auf dem

Posten! Das war Hindenburgs Leben. Das deutsche Volk hat ihn verehrt wie kaum jemals einen Menschen. Er war die verkörperte deutsche Redenhaftigkeit. Riesengroß und ehern steht sein Bild vor unseren Geistesaugen. Bei seinem Lebenstag schon wie eine wunderbare Märe von einem übermenschlich Großen. Deutsche Ruhe und Besonnenheit, deutsche Wahrhaftigkeit und Lauterkeit, deutscher Mut und Unerlöschlichkeit schienen in ihm verkörpert. Er gehörte zu den Menschen, die nur tun können, was ihr Gewissen sie tun heißt. Das eitle Ich hat bei ihm keine Rolle gespielt. Das Vaterland war seine Liebe, für dies Vaterland gab er den letzten Blutstropfen her. Seine aufrichtige Frömmigkeit hat ihm das Rückgrat gegeben, das ihn aufrecht gehalten hat. Darum ist er gestanden wie ein Fels in der Brandung. Er hat es noch erleben dürfen, daß sein Vaterland den Führer erhielt, der es aus Not und Schmach herausgerissen hat, und nicht seine kleinste Tat war die, daß er den Mut gehabt hat, Adolf Hitler das Steuerruder Deutschlands in die Hand zu geben trotz der Widerstände, die sich dagegen erhoben. Von ihm gilt das Wort, das Shakespeare, der englische Dichter, von einem seiner Helden gesagt hat: „Nehmt alles nur in allem — er war ein Mann!“ Als die Botschaft von seinem Tod durch Deutschland flog, hob ein Trauerer an wie einst, da der uralte Kaiser Wilhelm die Augen geschlossen hatte, oder wie damals, als es hieß: „Bismarck ist nicht mehr!“ Allabendlich läuteten die Glocken, bis in der Nacht vom 6. auf den 7. August die Reichswehr den Sarg von Neudeck nach Tannenberg geleitete. Dort, wo sein Weltruhm einst aufgelobert ist, liegt er nun begraben: im Feldherrnturm des Nationaldenkmals. Der Reichszugler hat ihm die Trauerrede gehalten. Nun

Das Volk als solches, das ist die ewige Quelle und der ewige Brunnen, der immer wieder neues Leben gibt, und diese Quelle muß gesund erhalten werden.



Die Ehrfurcht vor den großen Männern muß der deutschen Jugend wieder als heiliges Vermächtnis eingepägt werden.

Der Führer.



stehen an den beiden Ecken Norddeutschlands, im Westen zu Hamburg, und im Osten zu Lannenberg, die Nationalheiligtümer des deutschen Volkes: Das Redenbild Bismarcks und das hochragende Grabmal Hindenburgs. Zwei Heldengestalten, die Wache halten an Deutschlands Grenzen. Ihr Geist ist der Hüter der deutschen Zukunft. Ein Volk, das solche Riesen hervorbringt, ist nicht am Ende seiner Tage. Das hat in der Welt noch etwas zu sagen, und der Welt noch etwas zu geben.

Hindenburg hat in seinem politischen Testament noch einmal ausdrücklich sich zu dem Deutschland Adolf Hitlers bekannt. „Mein Kanzler Adolf Hitler und seine Bewegung haben zu dem großen Ziele, zur inneren Einheit zusammenzuführen, einen entscheidenden Schritt von historischer Tragweite getan. Ich weiß, daß noch vieles zu tun bleibt, und ich wünsche von Herzen, daß hinter dem Akt der nationalen Erhebung und des völkischen Zusammenschlusses der Akt der Versöhnung stehe, der das ganze deutsche Volk umfaßt. Ich scheidet von meinem Volk in der festen Hoffnung, daß das, was ich im Jahre 1919 ersehnte, und was in langsamer Reise zu dem 30. Januar 1933 führte, zur vollen Erfüllung und Vollenbung der geschichtlichen Sendung unseres Volkes reifen wird.“

Nachfolger Hindenburgs konnte nur einer sein: Adolf Hitler. Schon am 1. August war ein Gesetz erschienen, das bestimmte, daß die Ämter des Reichspräsidenten und des Reichskanzlers vereinigt werden. Und so ist Hitler Reichsoberhaupt und zugleich Oberbefehlshaber der Wehrmacht geworden. Am Todestag Hindenburgs hat die deutsche Reichswehr den Eid der Treue auf Adolf Hitler abgelegt.

Aber Hitler hat sich als der wahrhaft große Mann gezeigt in der Bescheidenheit, in der er den Titel eines Reichspräsidenten nicht annahm. Dieser Titel könne von keinem mehr getragen werden nach einem Hindenburg. Darum hat Hitler in einem Schreiben an den Reichsinnenminister Frick befohlen, daß er nur „Führer und Reichskanzler“ genannt werde. Dem Sinkenden ist zumute, als sähe er über

dem Haupte Hitlers wie himmlische Geister in der Burg der goldenen Wolken Bismarck und Hindenburg stehen, wie sie den Lorbeerkranz über das Haupt des deutschen Führers halten: „Vollender des Werkes, das wir begonnen haben! Gott segne dich!“ Und aus Millionen von deutschen Herzen kommt das Echo.

Hitler hat aber sich vergewissern wollen, ob das deutsche Volk damit einverstanden ist, daß er das Rudel des deutschen Schiffes in die Hände nehme. Und darum ist am 19. August eine Volksabstimmung vorgenommen worden. Wie hat das Ausland auf diese Abstimmung gewartet! Hässliche Stimmen hatten in ausländischen Zeitungen den baldigen Sturz der Hitler-Regierung prophezeit. Jämmerliche Lügenpropheten sind sie gewesen! 95,7 Prozent des deutschen Volkes haben abgestimmt. Und über 38 Millionen, das sind schier 90 Prozent der abgegebenen Stimmen, haben „Ja“ gestimmt. Ein Bekenntnis des Volkes zu seinem Führer, wie es gewaltiger nicht hätte sein können. Kein Wunder, daß sogar eine französische Zeitung hat schreiben müssen „Man muß sich vor der Tatsache beugen, Hitler bedeutet das Deutschland von 1934!“ Ja, so ist es: Hitler ist Deutschland — und Deutschland ist Hitler. Heute genau so wie im August 1934.

Er hat dieses Vertrauen seines Volkes verdient, aber er hat es auch gebraucht. Dies Vertrauen hat ihn gestärkt in den schweren Kämpfen, durch die er seit seinem Regierungsantritt gegangen ist. Ein schweres Wetter ist im Südosten aufgezogen. Dunkle Wolken haben sich dort zusammengebraut — und die Blitze haben gezuckt. Desterreich war der Gefahrenherd, auf dem leicht ein europäisches Unglück hätte aufkommen können. Der geneigte Leser weiß, welche große Sehnsucht in diesem unglücklichen Volk nach Befreiung von dem unwürdigen Joch der Fremdherrschaft lebt, das die Desterreicher noch härter drückt als der Vertrag von Versailles uns Deutsche gedrückt hat. Daher war in vielen Volksteilen Desterreichs der Gedanke groß geworden, eine engere Verbindung mit dem großen deutschen Nachbarn zu finden, mit dem



Im Felde

Matthias Seß

man Schulter an Schulter gestanden ist im Weltkrieg, und mit dem man zusammen die schweren Nachkriegsjahre hat erdulden müssen. Die deutsche Bewegung des Nationalsozialismus ist auch in Oesterreich aufgeflammt, und Tausende und aber Tausende sind ihm zugefallen, trotz schwerster Verfolgung! Da ist am 11. Juli das Kabinett Dollfuß umgebildet worden. Die Drahtzieher der neuen Regierung haben gesagt, das geschehe „im Zeichen des Kampfes gegen innere Ruhestörer“. Bald darauf hat man gehört, politische Gefangene würden in den Untersuchungsgefängnissen mißhandelt. Ja, es wurde ein Todesurteil des Standgerichtes vollzogen. Da ist dem

gequälten Volk die Geduld gerissen. Am 25. Juli sind mit einem Male in Wien Bewaffnete erschienen, die die Uniform des Bundesheeres trugen. Sie stürmten das Bundeskanzleramt, und der Bundeskanzler Dollfuß wurde so schwer verwundet, daß er nach wenigen Stunden seinen Verletzungen erlag. Man verbreitete durch Rundfunk das falsche Gerücht, das Kabinett sei zurückgetreten und der österreichische Gesandte in Rom, Anton Rintelen, sei beauftragt, eine neue Regierung zu bilden. Die Aufständischen und die Mitglieder der Regierung Dollfuß wandten sich an den deutschen Gesandten in Wien, Rieth, und baten ihn um seine Vermittlung. Rieth hatte Mitleid mit

dem Jammer und dem Blutvergießen und gab seine Zustimmung zu einer Abmachung, die zwischen Regierung und Aufständischen getroffen war: die Aufständischen sollten freies Geleit bekommen zum Abzug nach Deutschland. Dabei hatte er in Deutschland gar nicht einmal gefragt, ob die deutsche Regierung damit einverstanden sei. Ein schwerer Fehler! Denn nun schrie die ganze Welt: „Da steht man's ja. Die Deutschen stecken dahinter!“ Mit dem unglücklichen Dollfuß und seiner Familie hatte jedermann das größte Mitleid. Man klagte über die Unmenschlichkeit der deutschen Barbaren, die als die ruchlosesten Mörder hingestellt wurden. Nach dem Schicksal der Tausende von Deutschen in den österreichischen Konzentrationslagern hatten dieselben Apostel der Menschlichkeit sonderbarerweise nie gefragt. Aber es ging ein Zetergeschrei gegen die Deutschen durch die ganze Weltpresse, die von Haß gegen das Deutschland Hitlers triefte. Italien legte sich mit großer Geschwindigkeit in den Handel. Italienische Divisionen wurden mobil gemacht und an die Südgrenze Österreichs, an den Brenner, gesandt. Mussolini lud die Witwe Dollfuß mit ihren Kindern nach Rom ein, nachdem er zuvor ein rührendes Telegramm an den Fürsten Starhemberg in Wien losgelassen hatte, in dem er Dollfuß seinen Freund nannte, dessen große Tugenden als Staatsmann, dessen umfassendes Verständnis, und dessen großen Mut er stets bewundert habe! Er warf sich zum Verteidiger der Unabhängigkeit Österreichs auf — und wieder war es die gesamte Weltpresse, die ihm zujubelte. Deutschland ist damals in großer Gefahr gewesen. Das Pulverfaß war wieder einmal offen. Ein einziger winziger Funke — und die Welt stand in Flammen. Da hat Hitler seine große staatsmännische Weisheit bewiesen. Der deutsche Gesandte wurde von Wien abberufen. An seine Stelle kam der Vizekanzler v. Papen, der einzige Mann, der in Österreich das große Vertrauen genoß und zugleich die staatsmännische Gewandtheit besaß, die Aufregung zu dämpfen. Es ist ihm dann auch gelungen, die Österreicher zu beruhigen, und die Divisionen Mussolinis haben wie-

der abziehen können, ohne einen Schuß aus ihren Maschinengewehren und schweren Kanonen loszulassen. In Wien haben dann die Führer der Aufständischen den Tod durch den Strang erlitten. Sie sind mit großer Standhaftigkeit gestorben. Der Gesandte Rintelen ist von Rom abberufen worden und am 14. März 1935 „wegen Verbrechens der entfernten Mitschuld am Hochverrat“ zu lebenslänglichem Kerker verurteilt worden. „Es raßt der See und will sein Opfer haben!“ Nachdem als Bundeskanzler der seitherige Minister des Unterrichts und der Justiz, Schulzinnig, gewählt worden war, gab es Ruhe an der Donau. Aber alle „Deutschgesinnten“ haben böse Tage zu erleiden. Der Sturm war abgewehrt. Das Gewitter verzog sich!

Eine andere schwere Aufgabe, die Hitler hat lösen müssen, war die Vorbereitung der Saarabstimmung. Der Vertrag von Versailles hatte bestimmt, daß längstens im Jahre 1935 die Saarbevölkerung darüber abstimmen sollte, ob sie zu Deutschland oder zu Frankreich gehören wolle. Die Franzosen hatten sich der eitlen Hoffnung hingegeben, es werde ihnen gelingen, die Herzen der Saarbevölkerung für sich zu gewinnen. Sie haben mit tausend Versprechungen, und ebenso mit Drohungen nicht gepart. Man hat deutsche Kinder in französische Schulen gebracht. Man hat deutsche Arbeiter aus den Bergwerken entlassen und dafür französische Gesinnte eingestellt. Es ist den Deutschen gesagt worden: „Seid doch nicht so dumm, nach Deutschland zurückzukehren. Deutschland ist völlig verarmt. Ihr werdet von Steuern totgedrückt werden und euer Lebtage ein kümmerliches Völklein bleiben. Bei uns ist Reichtum und Wohlstand! Kommt zu uns!“ Aber das deutsche Volk in dem Saargebiet hat sich nicht locken und nicht ängstigen lassen. Der Saarbrücker Lehrer Hanns Maria Luz hat das Saarlied gedichtet, das anfängt:

Deutsch ist die Saar, deutsch immerdar!
Und deutsch ist unsres Flusses Strand
und ewig deutsch mein Heimatland,
mein Heimatland, mein Heimatland!

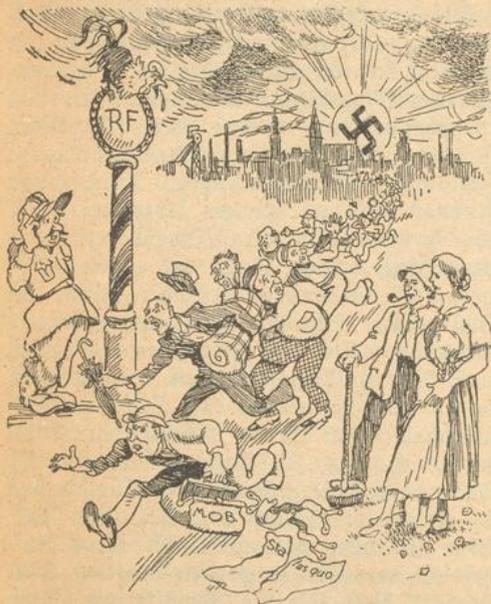
Tausendmal ist das Lied gesungen wor-

den. Es ist das Nationallied der Saar geworden, der Kampfruf, der zum Siege geführt hat. Als die Franzosen merkten, daß ihr Weizen nicht blühen wolle, sind sie auf einen anderen Gedanken verfallen. Die Saarländer sollten verlangen, daß es beim Status quo bleiben solle. Das will sagen: die Saar solle ein Völkerbundsstaat bleiben, von Völkerbundsmännern regiert, also weder deutsch noch französisch. Und zur Schande der Jämmerlinge sei es gesagt, daß sogar Deutsche an der Saar lebten, die dafür geworben haben. Das waren meist die „Emigranten“, die beim Umbruch im Frühling 1933 aus Deutschland geflohen waren, weil ihnen der deutsche Boden zu heiß geworden war. Ihr Führer war ein Marxist namens Matthias Braun, den man im Volk „Maß Braun“ genannt hat. Der und seine Helfershelfer sind von Ort zu Ort gezogen und haben Brandreden gegen das „Hitler-Deutschland“ gehalten, das die Unterdrückung jeglicher Freiheit bedeute, und zu dem kein vernünftiger Saarländer eine Liebe haben könne. Kurzum — es war an der Saar eine Unruhe und ein Wirrwarr ohnegleichen. Die ganze Welt starrte auf das Saarland. Wie wird es ausgehen? Wenn die Saar nicht deutsch wird, ist es um Hitler geschehen, raunten die Gescheiten an der Seine und an der Themse und an der Tiber. Und wie gern hätte man dem Verhakten die Schlappe gegönnt! Eine Aufregung bemächtigte sich der Welt und vor allem des Völkerbundes, als ob es um Sein und Nichtsein der ganzen Weltgeschichte ginge. Welche Flut von Verhandlungen ist da über Genf hingeflossen! Saargeetze über Saargeetze! Der Hinkende mag sie nicht alle seinem geneigten Leser vorsehen. Es war bestimmt, daß abstimmen solle jeder, der am 28. Juni 1919, am Tage der Unterzeichnung des Versailler Vertrags, im Saargebiet gewohnt hat und am Abstimmungstage wenigstens zwanzig Jahre alt ist. Die Emigranten haben bei der Aufstellung der Listen der Stimmberechtigten böse Quertreibereien machen wollen. Nahezu hunderttausend Namen wollten sie von der Liste gestrichen wissen. Es hat ihnen nichts geholfen. Dann ging es an die Frage, was

mit den Saargruben geschehen solle, die von Frankreich ausgebeutet worden sind. Die Franzosen sagten, sie hätten viele Millionen in die Gruben hineingesteckt, die könnten sie nicht verlieren. Sie hätten Bahnhöfe gebaut, für die sie entschädigt werden müßten, und was sonst noch alles von ihnen an Einrichtungen in dem Saarland getroffen worden sei. Auch hier hat man sich schließlich geeinigt. Es wurde ein Saarausschuß unter Leitung des italienischen Barons Aloisi gebildet. Der Hinkende erkennt freudig an, daß der Italiener seine Sache gut gemacht hat. In diesem Ausschuß wurde bestimmt, daß Deutschland für die Eigentumsrechte der französischen Regierung 150 Millionen Reichsmark zahlen solle, und daß Frankreich die Gruben des Warndtgebietes (von Frankreich aus unter der Grenze hindurch) bis zu 2,2 Millionen Tonnen fünf Jahre lang ausbeuten dürfe.

Die Saarregierung stand unter dem Schotten Knox, der es mit Deutschland nicht gut gemeint hat. Er unterstützte die Bestrebungen der Maß-Braun-Anhänger offen und insgeheim und verbot der „Deutschen Front“ jeden Tag irgendetwas anderes: Zeitungen, Versammlungen, Tragen von Fahnen und nationalen Abzeichen. Bei ihm hieß es: „Du kannst im Großen nichts vernichten, darum fängst du es im Kleinen an.“ Aber der deutsche Führer im Saargebiet, Bürckel, hielt ausgezeichnete Ordnung. Als die Franzosen bei Metz und Nancy Truppenmassen bereitstellten, unter dem Vorgeben, daß SA. und SS. Putschabsichten hätten, befahl Bürckel sofort, daß vom 10. Januar bis zum 10. Februar 1935 innerhalb eines Gürtels von 40 Kilometer Breite von SA. und SS. keine Uniform getragen und keine Aufmärsche veranstaltet werden dürften. Musterhaft hielt sich die Bevölkerung. Von der Siebehitze, die durch ganz Europa ging, ließ sie sich nicht anstecken. Sie blieb in der großen Ruhe. Denn sie wußte, daß der Sieg den Deutschen gehören werde. Und der Sieg war über alles Erwarten herrlich. Am 13. Januar 1935 stimmten 90,76 Prozent der abgegebenen Stimmen für Deutschland. Frankreich erhielt nicht

einmal 1 Prozent. Die Anhänger des Status quo brachten es auf ganze 8,84 Prozent! Zu der Abstimmung waren Deutsche aus allen möglichen Auslandsgebieten herbeigeeilt, darunter 1100 Saardeutsche aus den Vereinigten Staaten! Eine Frau kam von der äußersten ostasiatischen Grenze. Mit dem Flugzeug wurde sie von Berlin nach Saarbrücken gebracht. Das war deutsche Treue. Der Hinkende wird bis an sein Lebensende der gewaltigen Feier gedenken, die er im Rundfunk mit anhörte, als die Glocken läuteten und aus Hunderttausenden von Menschenkehlen das Lied erklang: Großer Gott, wir loben dich! Es war wie ein Morgengruß des neuerstandenen Deutschland. Das schönste sichtbare Denkmal ist die wundervolle deutsche Briefmarke, auf der das Saarkind in die Arme der Mutter Deutschland zurückkehrt. Denkzeichen für Kind und Kindeskind! Herrlich sprach der Führer, der wieder



Den „Emigranten“ war der deutsche Boden zu heiß geworden. aufs neue dem Nachbarn Frankreich die Friedenshand entgegenstreckte: „Ich gebe die Erklärung ab, daß jetzt das Deutsche Reich keine territorialen Forderungen mehr an Frankreich stellen wird!“ Der Völkerbundsrat beschloß am 17. Januar, daß das Saargebiet ungeteilt an Deutsch-

land zurückzugeben sei. Am 1. März ward die Rückgliederung vollzogen. Welch ein Augenblick, als die Zollschranken fielen, die gegen Deutschland aufgerichtet waren!

Mit lautem Freudenausbruch und nicht ohne Spott sahen die treuen Saardeutschen, wie das Gesindel der Emigranten und Französlinge — die Anhängerschaft Maß Brauns — in größter Eile den Boden verließen, der unter ihren Füßen nun glühend heiß geworden war. Fort mit Schaden!

Durch die Saar jubelte es tausendstimmig: „Wir sind wieder daheim!“ Der Sieg der deutschen Treue in ihrer heiligen Macht!

Die deutsche Friedensrede hat in Frankreich eine recht kühle Aufnahme gefunden. Der geneigte Leser weiß, wer dort die Flöte spielt, nach der das arme Volk tanzen muß. Es sind die Herren von der Hochfinanz, vor allem die Rüstungsindustrie, die „Kanonenkönige“, die ein Riesengeld verdienen. Daß diese Leute ihren Verdienst nicht fahren lassen, kann sich der Leser denken. Ihnen ist es einerlei, daß dies Geld aus lauter blutenden Völkern kommen muß. Wenn sie es nur haben! Und darum lassen sie das französische Volk nie zur Ruhe kommen, sondern schreiben in ihren Zeitungen Tag um Tag von der drohenden „deutschen Gefahr“. Dann vertrieht sich der französische Bürger schauernd unter seine Kissen und hört mit großer Erleichterung, wie seine braven Minister in der Welt herumreisen und für die französische „Sicherheit“ sorgen. Der Franzosenminister Barthou hat darum nach Moskau geschrieben, daß Frankreich nicht abgeneigt sei, mit den Russen ein engeres Bündnis abzuschließen und dafür zu sorgen, daß Rußland in den Völkerbund aufgenommen werde und dort einen ständigen Ratsitz erhalte. Und richtig! Am 18. September haben die Herrschaften in Genf die bluttriefenden Russen bei sich willkommen geheißt, als ob sie die redlichsten Menschen der Welt wären! Nur die Schweiz, Holland und Portugal haben die Kurasche aufgebracht, „nein“ zu sagen; sieben Vertreter anderer Staaten enthielten sich der Stimme. Der Franzose hatte

einen neuen „Freund“ in dem Völkerratsrat! Aber das genügte ihm noch nicht. Die „Sicherheit“ muß größer sein. Darum hat Barthou eine ganze Anzahl von Pakten ausgehebt, darunter einen „Ostpakt“. Zu diesem Ostpakt sollten Deutschland, Polen, Rußland, Tschechoslowakei, Finnland, Estland, Lettland und Litauen sich zusammentun. Alle Staaten sollten sich verpflichten, einander Hilfe zu leisten, wenn ein Partner den anderen angreifen sollte. Alle sollten Mitglieder des Völkerrats sein. Es war die richtige Mausefalle. Aber der Führer hat alles richtig durchschaut. Im letzten Grund ist es darauf hinausgekommen, Deutschland zum Kriegsschauplatz zu machen, wenn einmal eine „Verwicklung“ eintreten werde. Und „Verwicklungen“ sind kinderleicht zu fabrizieren, wenn man sie haben will. Darum hat Hitler ruhig erklärt, ihm sei der europäische Friede mindestens ebenso wichtig wie den Franzosen. Aber er schläge vor, die Partner sollten sich lediglich dazu verpflichten, einander nicht anzugreifen! Dabei fahre die Friedenssache zehnmal besser, als wenn man ewig mit dem Säbel rasle und den Krieg als blutiges Gespenst an die Wand male. Der Hinkende denkt an das Sprüchlein vom Teufel, den man auch nicht an die Wand malen darf. Ansonsten er kommt und den Maler in seine Krallen nimmt!

Das der Minister Barthou sein angefangenes Werk nicht hat vollenden können, hat einen sehr traurigen Grund. Zu den vielen Paktverhandlungen hat auch der Versuch gehört, mit den Balkanstaaten einen „Versicherungsvertrag“ zu schließen. Deutschland sollte im Südosten genau so an Händen und Füßen gefesselt werden wie im Nordosten. So ist denn Barthou

nach dem Balkan gefahren und hat in Belgrad dem König Alexander von Südslawien den Brei um den Mund geschmiert. Der König hat dann dem Franzosen einen Gegenbesuch gemacht. Der ist schrecklich ausgegangen. Am 9. Oktober landete der König in Begleitung seiner Frau in Marseille, stieg mit dem Minister Barthou in ein Auto. Da knallten Schüsse. Der König und Barthou sanken tödlich verwundet in die Rissen. Der König starb gleich und Barthou nach einigen Stunden. Ein Fanatiker, der zu der mazedonischen Terrororganisation gehörte, namens Georgiew, hatte die Schüsse abgegeben. Er ist von dem überwachenden Obersten sofort zusammengehauen worden.

Der König und der Minister sind auf dem Feld der Ehre gefallen, im Kampf für die Zukunft ihrer Länder. Und der Welt ist nicht der geringste Dienst erwiesen worden dadurch, daß man zwei tapfere Männer aus dem Leben gerissen hat. Denn nun wird das vorher eingefädelte diplomatische Werk von anderen Staatsmännern weitergeführt. Zuerst hat man in Deutschland gehofft, der neue französische Außenminister Laval werde Deutschland gegenüber eine etwas entgegenkommendere Haltung einnehmen. Denn er galt als ein „versöhnlicherer“ Gegner. Aber er kann, wie es scheint, ebensowenig wie sein Vorgänger aus der Kette sich befreien, die nun einmal Frankreichs eigentliche Machthaber um alle die verantwortlichen Führer gelegt haben. Die Bündnis- und Vertragsverhandlungen sind denn auch lustig weitergelaufen. Ja, es hat sich sogar ein neuer Bundesgenosse eingefunden: das war der Italiener! Mussolini hat sich je länger je mehr von Deutschland zurück-

Der heldische Gedanke, der die deutsche Front im Kampfe gegen eine Welt bestehen ließ, ist wieder wach. Er hat das ganze Volk ergriffen und eine Jugend wächst heran, die wieder leben darf in Ehrfurcht vor dem großen Opfer, das diese zwei Millionen ihrem Deutschland brachten. Heldentum prahlt nicht mit Worten; es wird gelebt und mit dem Tode besiegelt. So war es an der Front, wo Glaube an den Sieg, Liebe zu Volk und Vaterland und der feste Wille, die Heimat zu schützen, zur hingebenden Pflichterfüllung trieb.

von Blomberg.

gezogen und angefangen, mit der „lateinischen“ Schwester Marianne ein neues Lechtelmechtel zu beginnen. Von der französischen Presse sind liebesgirrende Lieder nach Rom hinüber gesungen worden, und die italienische Gitarre hat dazu eine lockende Begleitung gespielt. Der Mussolini macht's eben auch wie die anderen Staatsmänner: er geht allemal dahin, wo er den größten Profit einzuheimen erhofft. Mit einemal hat man in Rom von den „Barbaren im Norden“ gesprochen und man hat so getan, als ob alle wahre Bildung und Gesittung, alle große Geisteskultur von Italien herkomme. Als ob man nichts mehr von Goethe und von Kepler und von Kant und von Bach und Beethoven wisse!

Es sind merkwürdige Töne von den verschiedenen Staatsmännern gesprochen worden, die — wie wenn sie es verabredet gehabt hätten — alle miteinander von der deutschen Gefahr zu orakeln begonnen haben. Der englische Minister Baldwin hat gefordert, daß England eine viel größere Luftstreitmacht haben müsse. Denn „Englands Grenze sei am Rhein“. Von dort her drohe England der Angriff in der Luft. Dann ist man in Frankreich dazu übergegangen, die zweijährige Dienstzeit einzuführen. Die Armee müsse so stark sein, daß jedem Gegner die Lust vergehen müsse, mit Frankreich anzubinden. Die französische Bürgerwelt hat freilich nicht recht in den sauren Apfel beißen wollen. Zwei Jahre unter der Fahne zu stehen, war ein schwer genießbarer Bissen. Aber man hat solange die deutsche Gefahr in finsterstem Schrecken gezeigt, daß der Kammer nichts anderes übrig blieb, als den Appetit der Rüstungsfabrikanten zu stillen.

Jetzt hat Adolf Hitler das ewige Spiel satt gehabt. Am 16. März erschien die Befannmachung: Deutschland führt die allgemeine Wehrpflicht ein! Selten hat eine Regierungsbotschaft einen solchen Jubel in einem Volk hervorgerufen. Endlich, endlich war das erlösende Wort gekommen und die erlösende Tat. Lange genug war Deutschland wehrlos geblieben, und die Fremdlinge durften ungestraft es verhöhnen und ihm drohen: Wenn ihr

nicht luschet, so marschieren wir bei euch ein! Das hat ein für allemal ein Ende. Wer jetzt mit uns anbinden will, der greift in die Dornen und Nesseln. Die deutsche Volksjugend wird unter den Waffen stehen, und die deutschen Männer werden sich um ihre Heimat wehren wie einst, da die ganze Welt gegen uns losbrach.

Aber Welch ein Geschrei haben dann die ehemaligen Feinde Deutschlands erhoben! Sogar der englische Ministerpräsident Macdonald hat von dem „deutschen Störenfried“ geredet. Es war eine richtige Heuchelei. Sie haben jahrelang den Versailler Vertrag mit Füßen getreten, in dem sie feierlich versprochen hatten, abzurüsten. Sie haben in wahnsinniger Eile ihre Armeen mit den fürchterlichsten Waffen der Welt versehen und alle Bemühungen, die Deutschland gemacht hat, zu einer gleichmäßigen Abrüstung zu kommen, verläßt. „Gleichberechtigung Deutschlands?“ — das gibt's nicht. Sie waren die Herren der Welt, und der Deutsche muß in seiner Knechtschaft sitzen bleiben. Das war die Weisheit Frankreichs und seiner Bundesgenossen. Und jetzt sollte es ein Weltfrevler sein, daß Deutschland diesen längst von ihnen zerrissenen Versailler Vertrag nicht mehr achten wollte! In Stresa, auf der schönsten Insel des Lago Maggiore, sind die Engländer, Franzosen und Italiener zusammengekommen, von Mussolini gastfrei bewirtet, und haben die Köpfe zusammengesteckt. „Was sollen wir machen?“ Krieg? Davor zuckten sie zurück. Sie haben gewußt, mit dieser Parole „gegen Deutschlands Aufrüstung“ bringen sie keinen einzigen Mann in die Schlacht. Und sie fürchteten sich davor, sich die Finger dabei so zu verbrennen, daß sie nie mehr heil werden würden. Der Hinkende sah mit einer kleinen Schadenfreude auf die Herren, die zum erstenmal in ihrer Staatskunst nicht wußten, wie sie aus ihrer Zwidmühle herauskommen sollten. Große Worte haben sie gemacht — aber es heißt nicht umsonst in einer deutschen Dichtung: „Der Worte sind genug gewechselt, laßt nun auch endlich Taten sehn!“ Aber mit den Taten hat's gespuckt. Schließlich hat man die Sache vor den Völkerbundstat

nach Genf gebracht, und dort hat man eine Entschließung gefaßt, in der man die einseitige Verletzung eines Vertrags verurteilte und beschloß, in Zukunft müsse gegen den Vertragspartner, der einseitig einen Vertrag aufkündige, vorgegangen werden. Man werde „Sanktionen“ — der geneigte Leser kennt das aalglatte französische Diplomatenwort zur Genüge — anzuwenden wissen, vor allem auf wirtschaftlichem Gebiet. Zu deutsch gesagt: Michel, nimm dich in acht, man hängt dir den Brotkorb höher! Die Hungerpeitsche wird wieder geschwungen. Aber der Michel „fürcht sich nit“, wie jener tapfere Schwabe im Morgenland, als die Sarazenenritter auf ihn losstürmten. Er sah ruhig auf das Getobe und Gedrohe — und ging seiner Wege.

England hat in all diesen Kämpfen die Vermittlung zwischen den härtesten Gegnern übernehmen wollen. Sein Außenminister Simon und der Vordstegelbewahrer Eden, ein jüngerer, sehr fähiger Staatsmann, haben sich auf die Reise gemacht und sind nacheinander in Berlin, Warschau und Moskau erschienen, um persönlich mit den führenden Staatsmännern zu verhandeln. Hitler hat ihnen reinen Wein eingeschenkt. Er hat von dem „Nichtpakt“ gesprochen. Wie einst Bismarck gesagt hat, die Knochen des pommerschen Grenadiers seien ihm zu schade, daß sie auf dem Balkan verfaulen sollten, so hat auch Hitler erklärt: der deutsche Soldat ist nicht dazu da, in irgendwelchen Kriegen der Zukunft etwa für den Russen sein Blut fließen zu lassen. Daher wolle er nur einen Nichtangriffspakt schließen. Aber mit Litauen nicht. Mit diesem Land habe er ein besonderes Hühnlein zu rupfen. Hatten doch die Litauer es fertig gebracht, im Memelland zu haufen wie die Wilden. Redliche deutsche Männer, die für ihre deutsche Ehre und deutsche Sprache gekämpft haben, sind dort als Hochverräter eingesperrt worden. Und man hat es fertig gebracht, sie zum Tode zu verurteilen! Ein Schmachurteil, das Deutschland nie vergessen wird. Man hat zwar dies Todesurteil nicht vollzogen, sondern es in lebenslängliches Zuchthaus verwandelt. Aber nun sitzen diese Männer, die redlich und treu

für ihr Deutschtum eingetreten sind, wie Verbrecher hinter Schloß und Riegel. Der Völkerbund hat nur eine elende leidendelahme Protesterklärung fertig gebracht. Es hat sich ja nur um Deutsche gedreht, nicht — um Russen. Da hätte man andere Töne gefunden. Darum ist eine Spannung zwischen Deutschland und Litauen, um deswillen Hitler mit diesem windigen Gesellen nicht in Frieden leben kann. Aber mit den übrigen Staaten habe er nichts zu schaffen. Die sollten von ihm ungeschoren bleiben. Was dann die englischen Staatsmänner in Moskau gesprochen haben, schiert den Sinkenden wenig. In Warschau haben sie jedenfalls gehört, daß man nicht gesonnen sei, mit Deutschland es noch einmal zu verderben. Man bleibe bei dem gegebenen Wort: die beiden Völker werden in Frieden Nachbarschaft halten. Der allgewaltige Führer der Polen, der Marshall Pilsudski, hat die englischen Besucher nicht empfangen können. Er lag todkrank darnieder und ist denn auch einige Tage nach ihrer Abreise gestorben. Er gehört zu den Heldengestalten der Weltgeschichte. Von Jugend auf hat er sich das Ziel gesteckt, sein Vaterland aus der Knechtschaft zu lösen, in die es vor allem Rußland gestoßen hatte. Er hat viel leiden müssen an Verfolgung, Kerker, Verbannung. Sein Leben ist oft in größter Gefahr gewesen. Aber mit einer zähen Willenskraft hat er sein Werk durchgeführt und ist darum von seinem Volk als der Nationalheld ohnegleichen verehrt worden, wie früher Kosziusko, dem es nicht gelungen ist, Polen zu befreien. Der kluge und weitschauende Mann hat klar erkannt, daß er ein friedlich gesinntes Deutschland zum Nachbar haben muß, um sich gegen die von Osten her dräuende Gefahr zu wehren. Darum hat er den Vertrag mit Hitler geschlossen, auf Grund dessen die beiden Völker sich auf zehn Jahre verpflichten, sich nicht anzugreifen. Als Pilsudski starb, hat Deutschland mit dem Polenvolk getrauert und den Luftfahrtminister, General Göring, nach Warschau gesandt, der bei der Trauerfeier das deutsche Volk vertreten hat.

Über der Welt lag es wie schwüle Ge-

witterstimmung. Was wird werden? Da hat Hitler am 21. Mai eine gewaltige Rede gehalten, die die dunkelsten Wetterwolken zerstreut hat. Eine staatsmännische Tat ersten Ranges. Alle, die wirklich „eines guten Willens sind“, haben aufgeatmet. Er hat die Notwendigkeit der deutschen Wehrpflicht so eindringlich verteidigt, daß niemand etwas dagegen hat sagen können. Aufs neue hat er seinen Entschluß beteuert, in Europa Frieden zu halten. Vor allem hat er sich an England gewendet und versichert, daß es ihm nie einfallen, mit diesem großen Reich in ein Wettrennen sich einzulassen. Er brauche eine Luftflotte, um Deutschland zu schützen, darum solle diese Luftflotte nicht größer sein als die englische. Und auf der See beanspruche er nur einen Bruchteil der englischen Flotte. Man wolle in London darüber besonders verhandeln. Die Rede war wie eine große Erlösung für die Welt. England hat sich nicht geschämt, anzuerkennen, daß damit das wahre lösende Wort gesprochen sei. Jetzt sei die Bahn offen, um das unglückliche Europa endlich zur Ruhe zu bringen. Die Rede Hitlers bedeute einen Wendepunkt in der Weltgeschichte! Daß gerade Baldwin diese Worte gefunden hat, freut den Sinkenden doppelt. Das zweideutige Wort, daß Englands Grenze am Rhein liege, ist vergessen!

Man hat bald gespürt, daß in England ein anderer Wind zu wehen beginne. Der König von England hat sein 25jähriges Regierungsjubiläum gefeiert in ungeheurer Pracht, umgeben von Abgesandten aus allen englischen Kolonien. Vor allem indische Fürsten sind in der Märchenherrlichkeit ihres orientalischen Juwelenreichtums erschienen. Da sind zwischen Hitler und dem König Telegramme gewechselt worden von einer Herzlichkeit, wie man sie seit Jahrzehnten nicht mehr gekannt hat. Der König hat ausdrücklich die ernsthaften Bemühungen Hitlers um den Weltfrieden anerkannt.

Dann haben die englischen Frontkämpfer in London sich versammelt und beschloßen, den deutschen Frontkämpfern in Berlin einen Besuch zu machen, und der eng-

lische Thronfolger, der Prinz von Wales, hat eine Rede gehalten, in der er Deutschland freimütig die Hand entgegengestreckt hat. Es sei zu hoffen, daß die Männer, die die Schrecken des Krieges erlebt hätten, die Brücke schlagen werden über alle Gegensätze hinweg, die die Völker zu trennen drohten. Ein halbes Jahr zuvor hatten die französischen Frontkämpfer ganz ähnliche Worte zu ihren deutschen Schicksalsgenossen in Berlin gefunden. Die Welt beginnt allmählich einzusehen, daß die Kanonen nicht das letzte Wort sprechen dürfen.

Der weitsichtigen politischen Führung Hitlers ist es gelungen, mit England einen überaus wichtigen Flottenbauvertrag abzuschließen. Wenn Deutschland sich darin freiwillig verpflichtet, in seinen Kriegsschiffbauten nicht über 35 vom Hundert der britischen Flotte hinauszugehen, so ist das ein historisches Dokument von größter Tragweite, weil Hitler hier wieder einmal durch die Tat gezeigt hat, wie ernst es ihm ist mit der Förderung des Friedens. In Frankreich hat man freilich diese Abmachungen, die als Vorläufer besserer Beziehungen zu England erscheinen können, mit eifersüchtigem Mißbehagen aufgenommen. Von dem in Stresa beteuerten Zusammenstehen mit Frankreich und Italien scheint sich England damit loszulegen zu wollen.

Der deutsche Führer ist der Held des Tages geworden. Der Sinkende jubelt ihm dankerfüllten Herzens zu. Er ist der von dem Herrgott gesandte Befreier, der bis an das Ende der deutschen Geschichte in hellem Glanze strahlen wird.

Die Franzosen haben aber immer noch nicht ihr Mißtrauen gegen Deutschland fallen lassen wollen. Sie sehen mit recht scheelen Augen nach England. Die Rede des Prinzen von Wales haben sie mit sauersüßem Gesicht gehört. Und sie haben richtig das Militärbündnis mit Sowjetrußland geschlossen, das Barthou schon im Jahre zuvor angekündigt hatte. Es ist das „Verdienst“ des „Demokraten“ Herriot, der auf einer Reise nach Moskau schon vor etlichen Jahren die ersten Fäden dazu gesponnen hat. Nun muß also Marianne ihr Köckchen bis zu den Knien hinauf-

heben, um über den wüsten Blutsumpf hinweg zu kommen, der um den russischen Bären sich gebildet hat. Sie scheut sich nicht, ihr zierliches Angesicht an den Stopfbart des Russen zu legen und sich die feinen Wangen von diesem Bart zerstechen zu lassen. Wenn nur Deutschland drunten gehalten wird — alles andere quält sie nicht. Man hat zwar in Frankreich etwas Bange davor, daß die Russen ihre kommunistische Wühlarbeit nun in der französischen Arbeiterwelt um so frecher weiterführen werden — aber man hat sich von dem russischen Staatsmann Litwinow das Versprechen geben lassen, daß man sich in die inneren politischen Verhältnisse Frankreichs nicht mischen werde. Wunderlich, daß man einem solchen „Versprechen“ Glauben schenkt bei Leuten, die gar nichts Heiliges in der Welt kennen und am wenigsten ein geheiligtes Wort. Die Quittung haben die Franzosen erhalten. In den Gemeindevahlen in Frankreich, vor allem in Paris, haben die Kommunisten einen ungeheuren Sieg erfochten. Nur so weiter! Dann wird Paris bald ganz „rot“ sein. Daß die getreuen Trabanten in Prag der lieben Bundesgenossin an der Seine gleich Folge geleistet haben, ist selbstverständlich. Auch die Tschechoslowakei hat ein Militärbündnis mit Rußland geschlossen. Die rote Armee in Rußland zählt schier eine Million schwerbewaffneter Mannschaften. Sie seien vorzüglich gedrillt und ihr Oberbefehlshaber Tuschatschewski sei ein ausgezeichnete Strategie. Darum — wehe Deutschland! Das ist die Melodie, die heute in Frankreich gesungen wird. Der Hinkende meint, es sei noch immer in der Welt keine Suppe so heiß gegessen worden, als sie gekocht worden ist. Und wer weiß, ob nicht einmal der Tag kommt, da das französische Volk einsehen muß, in welches furchtbare Abenteuer seine Kanonenkönige es hineingerissen haben.

Die Tschechen sind von einer rasenden Wut gegen das „Hitler-Deutschland“ erfüllt. Die „nobeln“ Emigranten, die sich in Prag eingenistet haben, und den dortigen Geschäftsleuten das Leben nicht allzu rosig gestalten, schreiben sich in ihren Zeitungen die Finger wund mit hundert und

aber hundert Greuelmärchen. Da ist es kein Wunder, daß die Tschechen sogar gegen die uralte deutsche Universität Sturm laufen. Diese Universität ist einst von dem Kaiser Karl IV., einem echten und rechten Deutschen, gegründet worden. Er hat damals dem Rektor der Universität die goldenen Kleinodien geschenkt, Szepter und Amtskette, die als ein heil-

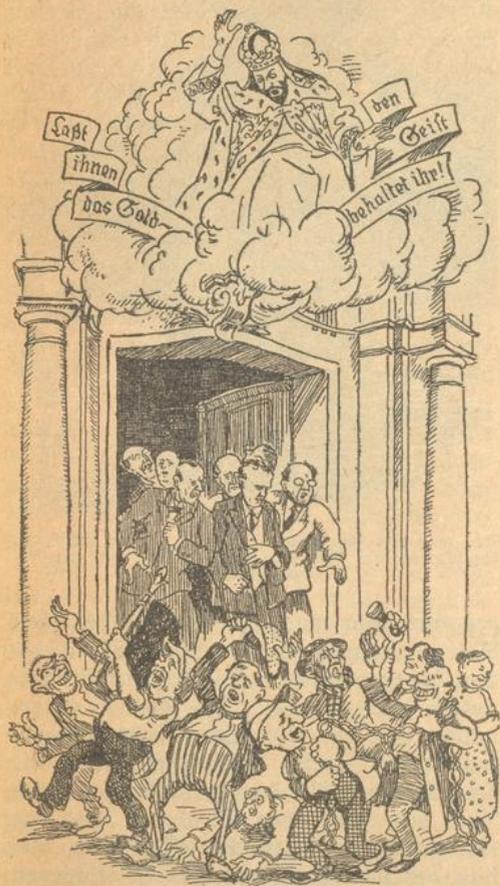


Nun muß also Marianne ihr Röschchen bis zu den Knien hinaufheben, um über den russischen Blutsumpf hinwegzukommen.

ges Gut Jahr um Jahr von dem deutschen Rektor getragen worden sind. Die Tschechen haben geschrien: „Die Universitätskleinodien gehören uns!“ Der Mob ist aufgeputscht worden. Die tschechischen Studenten haben getobt. Schließlich haben die Deutschen den Raub nicht hindern können. Aber dem Hinkenden ist, als ob über den trauernden deutschen Professoren die Gestalt des Kaisers in den Wolken erschienen und ihnen zugerufen habe: „Laßt ihnen das Gold — den Geist behaltet ihr!“

So geht das alte Spiel weiter. Die Gegner von ehemals werfen Kez um Kez über das Haupt des deutschen Michel. Einmal muß er zu Boden fallen, denken sie. Aber die Keze gleiten von ihm ab. Er

steht da, die Arme über die Brust gekreuzt und schaut dem falschen Spiele zu. Recht muß Recht bleiben, ist seine Gewißheit. Und auch die Tschechen haben schon einen starken Tropfen Essig in ihren Freudenwein fallen sehen müssen: bei den Wahlen zum tschechischen Parlament im Frühjahr haben die Sudetendeutschen unter der Führung von Konrad Henlein einen beachtenswerten Sieg errungen. Sie sind eine so starke Partei geworden, daß man in Zukunft nicht mehr ohne sie regieren



Es ist, als ob über den trauernden deutschen Professoren die Gestalt des Kaisers in den Wolken erschien.

kann. So werden die grimmigen Deutschfeinde an der Moldau sich dazu bequemen müssen, mit den Deutschen zu rechnen. Auf den Boden können sie sie nicht mehr trampeln.

Auch die Italiener haben in Südtirol die Deutschen ihre harte Faust fühlen lassen. In Bozen steht ein Denkmal des edelsten deutschen Minnesängers Walther von der Vogelweide*). Der hat in schwerer Zeit die machtvollen Lieder zur Ehre Deutschlands auf goldener Harfe gespielt, und den deutschen Kaiser aufgerufen zu männlichem Widerstand gegen die finsternen Mächte, die gegen ihn sich aufgemacht haben. Dies Denkmal war den Italienern ein Dorn im Auge. Es mußte in eine Seitengasse gestellt werden, und dafür steht heute auf dem Marktplatz in Bozen das Standbild des römischen Kaisersohnes Drusus, der einst die Deutschen niedergewungen hat, als sie unter Hermann dem Cherusker sich ihre Freiheit erkämpft hatten. Freilich, die große Masse der Deutschen geleitete den deutschen Sänger trauernd in seine Verbannung — und der Römer ward nur von etlichen Karabinieri auf seinen Triumphplatz gestellt. Das deutsche Herz kann bluten — brechen wird es nicht!

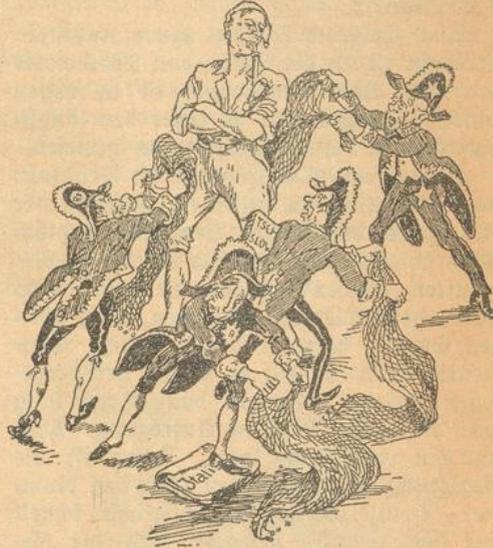
In Italien ist eine merkwürdige Kriegsstimmung eingezogen. Es geht gegen Abessinien. Die Italiener haben an der Grenze von Abessinien eine Kolonie, Erythraä, und sie schauen schon lange mit begehrliehen Augen nach dem Nachbarland, das an allerlei Bodenschätzen ungeheuer reich ist. Schon im Herbst 1934 vernahm man, daß Italien Absichten auf Abessinien habe. Zwischen dem abessinischen Kaiser Negus Haile Selassie I. und der italienischen Regierung wurden dann die üblichen Friedens- und Freundschaftsver Versicherungen ausgetauscht. Aber dann kam es doch zu Zusammenstößen. Erst machten die Abessinier in Gondar einen Überfall auf das italienische Konsulat. Italien beschwerte sich, und die abessinische Regierung versprach, Genugtuung zu geben. Dann kam es im Dezember zu einem Gefecht bei Ualual, und wie es bei solchen Zusammenstößen zu gehen pflegt, hat jede der beiden Regierungen die andere als den Angreifer bezeichnet. Abessinien ist Mitglied des

*) Der Vogelweidhof bei Bozen gilt als Stammsitz seines Geschlechts.

Völkerbundes und hat sich darum nach Genf gewendet und sich beschwert. Italien fing an zu rüsten. Divisionen von italienischem Militär sind nach Abessinien gesandt worden. Tanks, Flugzeuge, schwere Geschütze, Stacheldraht, spanische Reiter — das ganze Arsenal eines Stellungskrieges lief in ununterbrochenen Schiffsendungen nach Ervthraa. Der Völkerbund sitzt wieder einmal richtig in der Tinte. Er weiß nicht, wem er Recht geben soll. Beide Gegner verlangen ihr Recht — wer hat aber wirklich Recht? Es gibt Leute, die meinen, Italien warte nur das Ende der Regenperiode in Abessinien ab, um dann im Herbst den Krieg zu beginnen. Aber unausgesetzt bemühen sich Franzosen und Engländer, den drohenden Konflikt aus der Welt zu schaffen. Es ist sogar schon dahin gekommen, daß es aussieht, als ob Italien die neue Freundschaft mit Frankreich nicht mehr mit der ersten Freude begrüße, sondern wieder Fühlung mit Deutschland suche. Dazu kommt, daß England ein besonderes Interesse daran hat, daß Italien nicht der Herr von Abessinien werde. Denn in Abessinien ist ein großer See, der Tsana-See, der den Nil speist mit seinen Zuflüssen. England möchte diesen See zu einem Stausee für den Nil ausbauen, damit seine Baumwollfelder in Ägypten die nötige Wassermenge bekommen. Und so sieht England mit einem bedenklichen Seitenblick auf die italienischen Kriegsrüstungen. Mussolini hat eine scharfe Rede gegen England gehalten und die völlige Entschlußfreiheit seines Landes gefordert. Wer weiß, ob nicht am Ende dort in Ostafrika sich ein neuer Wetterwinkel bildet, aus dem die Kriegsfurie auch nach Europa hinüberraufen wird? Leute, die das Gras wachsen hören wollen, meinen, daß auch der Japaner im Hintergrund lauere, und schließlich Abessinien zu Hilfe eilen werde. Abessinien ist entschlossen, seine Unabhängigkeit mit dem letzten Blutstropfen zu verteidigen, und da die Abessinier ein sehr kriegerisches und tapferes Volk sind, wird Italien es sehr schwer haben, seine letzten Absichten dort zu erreichen. Der Hinkende hofft sehnlich, daß es noch gelingen möge, die Gefahr zu ban-

nen, die dort sich finster und drohend aufrecht.

In Frankreich ist auch nicht alles ganz glatt gelaufen. Dies Land, das das meiste Gold besitzt auf der ganzen Erde, hat wunderlicherweise eine Geldkrise erfahren. Mit



Die Rehe gleiten von dem deutschen Michel ab.

einemmal sind Millionen und aber Millionen von Gold aus Frankreich abgeflossen. Der Hinkende muß beschämt gestehen, daß er den Grund für diese Erscheinung nicht zu deuten vermag. Die Kunstkniffe der internationalen Finanzleute sind ihm verborgen. Auf einmal erhob sich in Frankreich ein großes Geschrei: „Der Franken ist in Gefahr!“ Der Ministerpräsident Flandin hat ihn retten wollen, aber seine Vorschläge, die er der Kammer gemacht hat, sind von den Abgeordneten abgelehnt worden. So ist nicht der Franken gestürzt, aber der Minister! Dann ist ein anderer Mann erschienen, der die Sache hat „schmeißen“ wollen: Bouisson. Den haben die Kammermitglieder schon am ersten Tag „geschmissen“, als er vor ihnen redete. Schließlich hat der Außenminister Laval das Ministerium gebildet, ist jetzt Ministerpräsident und führt die Außenpolitik weiter. Er ist ein geriebener Staatsmann und wird mit seiner widerpenstigen Kammer schon fertig werden.

Bei seiner ersten Vorstellung hat er jedenfalls eine sehr große Mehrheit von Stimmen für sein Kabinett erzielt. Uns Deutschen kann's einerlei sein, wer drüben die Führung hat. Denn wenn es gegen Deutschland geht, stoßen sie alle in daselbe Horn.

Auch England hat ein neues Kabinett. Baldwin ist an die Stelle von Macdonald getreten. Aber Macdonald ist in hohen Ehren gegangen. Er ist einer der längstregierenden Ministerpräsidenten gewesen.

Eine große Gefahr schien im Frühjahr in Griechenland zu entstehen. Dort ist der alte Fuchs, der Kreter Venizelos, urplötzlich erschienen und hat eine regelrechte Revolution machen wollen. Er wäre ums Leben gern Diktator geworden. Den nötigen Ehrgeiz hatte er dazu. Etliche Regimenter Soldaten hat er zu sich herübergezogen gehabt. Und ein paar Tage lang war die ganze Welt in Aufregung. Aber nur ein paar Tage lang. Dann ist die Regierung Herr geworden über den Kummel. Venizelos hat sich möglichst schnell aus dem Staube gemacht, und die Geprellten sind die armen Offiziere gewesen, die sich von ihm haben fördern lassen. Sie sind degradiert und in das Zuchthaus gesteckt worden. Den Hinkenden jammern nur die armen Menschen, die in dem frevelhaften Krieglein, das Venizelos angestiftet hatte, haben ihr Leben lassen müssen. Am einfachen Volk geht's halt doch jedesmal aus, wenn so ein Unfug gemacht wird. Heute fahren durch die Welt allerhand Gerüchte, als ob die Griechen wieder gern einen König hätten, und dem Kronprinzen von ehemals halb verschämt mit dem Finger winkten. Der will aber einen klaren und großen Ruf hören: „Komm!“ Wenn das ganze Volk oder wenigstens die größte Mehrheit ihn will, wird er sich nicht zieren.

Am dunkelsten ist die Geschichte von dem fernen Asien. China und Japan liegen sich wieder einmal kräftig in den Haaren. Das hat den Hinkenden mächtig verduht. Es hat nämlich eine Weile so ausgesehen, als ob Japan mit China in eine Art von Freundschaftsbund eintreten wolle. Der chinesische Drache ist breit auf

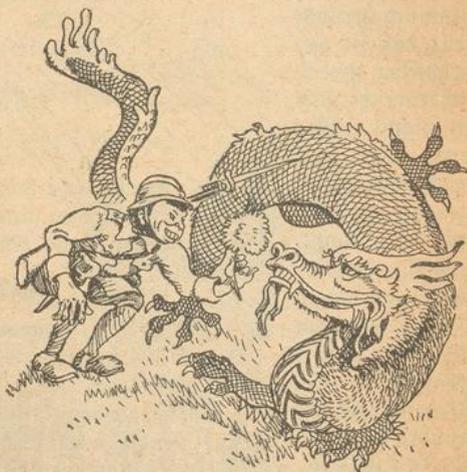
seinem Bauch gelegen, und der Japaner hat ihm mit seinen Chrysanthemen um die Nase gestrichen: „Gelt, das riecht gut?“ Und der Drache hat ganz verliebt grinsende Blicke nach dem neuen Liebhaber geworfen. Man hat Tag um Tag darauf gewartet, daß dort im Fernsten einer der vielen Pakte geschlossen werde, von denen die Franzosen immer schwärmen. Da bricht mit einmal Japan mit einer riesenhaften Militärmacht in Nordchina ein, besetzt Peking und steht schon 400 bis 500 Kilometer südlich von der ehemaligen chinesischen Residenzstadt am Fluß Hoangho. Die Regierung von Nordchina flieht Hals über Kopf nach dem Süden, nach Nanking. Und Nanking? Sitzt da und schlottert an Händen und Füßen. Der ehemals allmächtige Diktator Tschiangkai-scheik scheint die Sprache verloren zu haben. Was wird aus dem allem werden? Völkerbund? „Daß ich nicht lache“, spricht der Weise, und der Hinkende nickt ihm Beifall. Der Chineser gibt nichts auf den Völkerbund, und der Japaner ist schon lang aus dem Völkerbund ausgetreten. Dem Hinkenden ist, als ob man von Genf her einen Leichengeruch rieche. Jedenfalls wird ein China, das unter japanischer Führung stehen würde, für Europa die fürchtbarste Gefahr bedeuten, in der es seit der Völkerwanderung gesteckt ist. Ein neuer Mongolenzug wie unter Dschingis-Chan und Timurlent, wäre in eine sehr bedrohliche Nähe gerückt.

Eine kleine Friedenstaube ist dafür in Südamerika aufgefliegen: Bolivien und Paraguay haben sich vertragen, nachdem sie etliche Jahre lang wegen des Gebietes von Gran Chaco gegenseitig Hunderte und Tausende von Menschenopfern in ewigen Scharmücheln gebracht hatten. Die Chilenen und die Argentinier haben Vermittlungsvorschläge gemacht, die von den beiden Staaten Ende März angenommen worden sind, so daß der Friede Anfang Juni hat geschlossen werden können. Dem Hinkenden will es beinahe scheinen, als ob die beiden Gegner einander anguckten, wie jene beiden Bauern, und sich fragten: „Warum haben wir eigentlich das Kröttlein gefressen?“

Aber nun möchte der Hinkende, wie es seine Gewohnheit ist, so oft er von der weiten Welt erzählt hat, wieder zu seiner deutschen Heimat zurückkehren, und etwas davon sagen, was sich innerhalb der deutschen Grenzpfähle zugetragen hat. Er hat im vergangenen Jahr dem geneigten Leser davon berichtet, daß in Deutschland die „Devisen“ recht knapp geworden sind, und daß die ausländischen Börsen- und Finanzleute davon geträumt haben, mittels der Devisennot „Hitler auf die Knie zu zwingen“. Es ist ihnen gründlich daneben gelungen. Deutschland hat seine Markwährung festhalten können, und die vielen kleinen und großen Sparer in Deutschland brauchen keine Angst zu haben, daß es ihnen noch einmal an den Kragen geht, wie zu den schlimmen Zeiten der Inflation. Es hat auch keinerlei Mangel gegeben. Rohstoffe für die deutsche Fabrikarbeit sind genug dagewesen, und weder an Brot noch an Obst, noch an Wein hat's gefehlt. Jedermann hat sich satt essen können. Die Ernte war gut. Äpfel hat es in Riesenmassen gegeben, und der Wein ist nicht bloß von ganz besonderer Süße gewesen, sondern es hat auch so viel Wein gegeben, daß schier die Fässer nicht ausgereicht haben. Der Hinkende hat sich den Süßen im Rebland schmecken lassen und freut sich drauf, wenn einmal der Aker so alt geworden ist, daß er den Wettbewerb mit dem Aker aufnehmen kann. Dann gibt's einen Extraschluck auf das Wohl von Adolf Hitler.

Die staatsmännische Arbeit im Innern hat das Werk, das im Frühjahr 1933 begonnen worden ist, weiter fortgesetzt: Ein einheitliches Reich zu schaffen! Darum hat man auch die Rechtspflege jetzt ganz dem Reich übertragen. Es gibt nur noch ein Reichsjustizministerium. Die Länder haben keine Justizminister mehr. Die Arbeitsfront ist verbreitert worden. Zu den Arbeitern sind auch die Handwerker getreten, so daß eine einzige große Front aller Schaffenden gebildet worden ist. Jetzt heißt es mit Recht „Arbeiter der Stirn und der Faust“. Keiner darf mehr beiseite stehen. Betriebsführer und Gefolgschaft arbeiten sich in die Hand. Was der Hin-

kende in seinen kühnsten Jugendträumen einst sich ausgemalt hatte: die große Gemeinschaft von Kapital und Arbeiterschaft wird Wirklichkeit. Man hat auch daran gedacht, dem Arbeiter das Leben leicht und froh zu machen, ihm Ferien zu gönnen, in denen er ein schönes Stück Welt zu sehen bekommt. „Kraft durch Freude“ nennt sich dieses Werk. Sogar nach Madeira sind deutsche Arbeiter gefahren. Da hat der Hinkende vor Freude das schönste Frühjahrsblümlein in ein Glas gesteckt und vor sich auf den Schreibtisch gestellt. Denn ihm war, als beginne bescheiden aber zukunftsstroh über Deutschland ein neuer Frühling aufzublühen, dessen sich noch Kinder und Kindeskinde freuen dürfen.



Der Sapaner hat dem chineffischen Drachen mit feinen Chrysantheinen um die Nase gestrichen.

Im Frühjahr hat dann auch das Amt der Reichsstatthalter seine genaue Umgrenzung bekommen. Die Reichsstatthalter erhalten die gleichen Rechte und Pflichten wie die Oberpräsidenten in Preußen. Der Reichsstatthalter wird also in seinem Amtskreis der ständige Vertreter der Regierung sein und übt ein Oberaufsichtsrecht aus über den Gesamtbereich der staatlichen Betätigung. Andererseits ist er aber an etwaige Weisungen der Fachministerien gebunden, eng an die Reichsregierung angeschlossen und damit ein Organ des Reichskanzlers.

Ferner ist ein Gesetz über die Verwaltung der Gemeinden erlassen worden. Die Gemeinderäte, die in den Städten „Ratsherren“ heißen, haben kein Aufsichtsrecht mehr, sondern sind lediglich Berater des Leiters der Gemeinden. Der muß dann freilich ein tüchtiger „Kopf“ sein. Denn er muß mit seinem Kopf für sein Werk haften.

Für Landwirtschaft, für Einzelhandel und Kleinhandel sind wichtige gesetzliche Bestimmungen

erlassen worden.

Noch muß vieles getan werden.

Manchmal muß eine neue Einrichtung wieder verworfen werden, wenn sich herausstellt, daß sie den erhofften Zweck nicht erreicht. Das tut nichts. Wer lernt, wird auch durch seine Fehler lernen müssen, und die Hauptsache ist, daß die Regierung nie zu stolz ist, auch einmal einen Fehler einzusehen und ihn zu verbessern! Es geht vorwärts in Deutschland, stetig und ruhig.

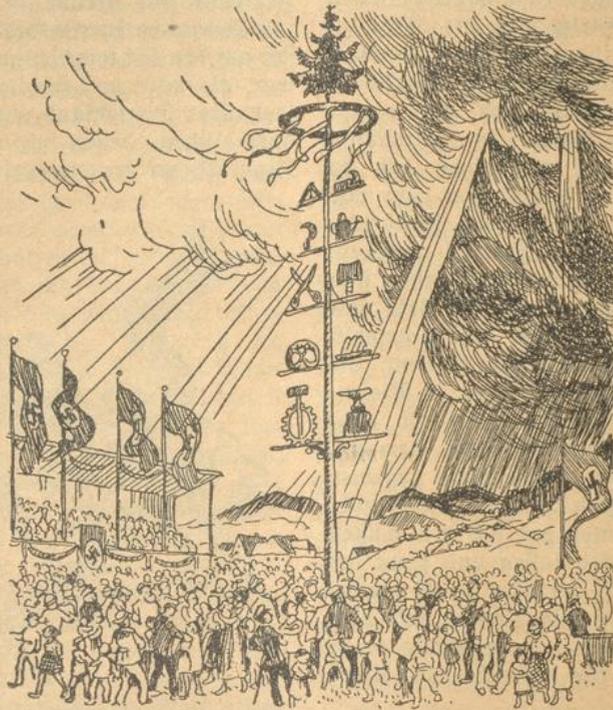
Ein Haupterfolg der Regierung ist

die unaufhörliche Abnahme der Arbeitslosigkeit. Es sind gegenwärtig in Deutschland nur noch etwa 2 Millionen Menschen arbeitslos. Freilich noch immer eine große Zahl. Aber wer daran denkt, daß es im Winter 1932/1933 nahezu 7 Millionen oder vielleicht sogar über 7 Millionen gewesen sind, muß doch den Hut ziehen vor solcher Riesearbeit, die die Zahl bis auf 2 Millionen herabzudrücken vermochte in etwa zwei Jahren! Das macht uns kein anderes Volk nach!

Eine schöne Leistung war auch in diesem Winter wieder die Fürsorge für die

Hungernden und Frierenden. „Niemand darf hungern und frieren!“ war die Losung, die der Führer ausgegeben hat — und sie ist glänzend befolgt worden. Die nationalsozialistische Volkswohlfahrt hat in vorbildlicher Organisation das Hilfswerk durchgeführt. Wieder sind Monat für Monat Plaketten an Millionen von Haustüren geklebt, die davon erzählt haben, daß hier für die armen Volksgenossen gespendet worden ist. Wieder sind an Sonntagen die Sammler mit den Sträußchen und den kleinen niedlichen Werken aus Bernstein, Elfenbein, Stahl, Porzellan und Spitzen auf die Spaziergänge gegangen und haben um den Wohlfahrtsgroschen gebeten. Und wer sein Herz auf dem rechten Fleck gehabt hat, der hat mit Freuden seine kleine Spende gegeben. Die badischen Holzschneidwerkzeuge haben einmal eine prächtige Holzgabel verfertigt, und der Hinkende wird seinen Holzlöffel vom Winter 1934 mit der Holzgabel vom Winter 1935 seinen Kindern hinterlassen als Andenken an eine schwere und doch große Zeit. Einmal sind auch die Führer der Nation auf den Sammelgang ausgeschickt worden. Vom Luftfahrtminister General Göring und dem Propagandaminister Dr. Goebbels an bis zu den städtischen Beamten und den „Wirdenträgern“ auf dem Dorf. Sie haben eine erkleckliche Summe zusammengebracht und dabei etwas gelernt: daß das Sammeln nicht leicht ist, und daß man nicht bloß Freundlichkeiten gesagt bekommt, son-

Hungernden und Frierenden. „Niemand darf hungern und frieren!“ war die Losung, die der Führer ausgegeben hat — und sie ist glänzend befolgt worden. Die nationalsozialistische Volkswohlfahrt hat in vorbildlicher Organisation das Hilfswerk durchgeführt. Wieder sind Monat für Monat Plaketten an Millionen von Haustüren geklebt, die davon erzählt haben, daß hier für die armen Volksgenossen gespendet worden ist. Wieder sind an Sonntagen die Sammler mit den Sträußchen und den kleinen niedlichen Werken aus Bernstein, Elfenbein, Stahl, Porzellan und Spitzen auf die Spaziergänge gegangen und haben um den Wohlfahrtsgroschen gebeten. Und wer sein Herz auf dem rechten Fleck gehabt hat, der hat mit Freuden seine kleine Spende gegeben. Die badischen Holzschneidwerkzeuge haben einmal eine prächtige Holzgabel verfertigt, und der Hinkende wird seinen Holzlöffel vom Winter 1934 mit der Holzgabel vom Winter 1935 seinen Kindern hinterlassen als Andenken an eine schwere und doch große Zeit. Einmal sind auch die Führer der Nation auf den Sammelgang ausgeschickt worden. Vom Luftfahrtminister General Göring und dem Propagandaminister Dr. Goebbels an bis zu den städtischen Beamten und den „Wirdenträgern“ auf dem Dorf. Sie haben eine erkleckliche Summe zusammengebracht und dabei etwas gelernt: daß das Sammeln nicht leicht ist, und daß man nicht bloß Freundlichkeiten gesagt bekommt, son-



Um die Mittagsstunde hat es einen Riß durch die Wolken getan, die Sonne ist hervorgebrochen.

Um die Mittagsstunde hat es einen Riß durch die Wolken getan, die Sonne ist hervorgebrochen. seinen Holzlöffel vom Winter 1934 mit der Holzgabel vom Winter 1935 seinen Kindern hinterlassen als Andenken an eine schwere und doch große Zeit. Einmal sind auch die Führer der Nation auf den Sammelgang ausgeschickt worden. Vom Luftfahrtminister General Göring und dem Propagandaminister Dr. Goebbels an bis zu den städtischen Beamten und den „Wirdenträgern“ auf dem Dorf. Sie haben eine erkleckliche Summe zusammengebracht und dabei etwas gelernt: daß das Sammeln nicht leicht ist, und daß man nicht bloß Freundlichkeiten gesagt bekommt, son-

dern auch Grobheiten einstecken muß. Auch der Hinkende hat allerhand Witze über seinen Stelzfuß einstecken müssen, aber doch unverzagt seine Sammelbüchse den Vorübergehenden unter die Nase gehalten.

Etwas schmerzt den Hinkenden, wenn er über sein geliebtes Deutschland hinüber sieht: das ist das Bild der österreichischen Volksgenossen, von denen Hunderte noch in Konzentrationslagern schmachten müssen. Der Hinkende sieht, wie sie die Hände aus den Gittern strecken und fragen: „Mutter Germania, wann erbarmst du dich deiner Kinder?“ Und die Germania muß trauernd sich von dem Jammerbild abwenden und muß ihre Tränen verbergen, die ihr der Blick auf die Treuen entpreßt.

Dafür aber sieht der Hinkende ein an-

deres Bild. Das ist die Feier des 1. Mai. Wie im Vorjahr waren die Millionen aufmarschiert unter dem Maienbaum, unter dem die Frühlingskönigin stolz gefessen ist im Schmutz ihrer Blondhaare. Aber ein schweres Wetter ist aufgezogen. Regenböden haben auf die Versammelten herabgepeitscht. Und doch — da, wo der Hinkende wohnt, hat es genau um die Mittagsstunde einen Riß durch die Wolken getan — die Sonne ist hervorgebrochen, und der Nachmittag war voll goldenen Lichtes. Das ist dem Hinkenden ein Bild für die deutsche Zukunft geworden: wenn auch noch so viel Wolken am Himmel stehen und noch viel mehr Wolken aufsteigen — keine Furcht! Die Sonne bricht durch. Das Licht kommt!

Der blinde Schandarm.

Novelle von Jörg Rißel, Wiesbaden.

Zwanzig Jahre war er alt, der nassauische Artillerist Gottfried Damm, als er hinter seiner Kanone her durch Schleswig-Holstein marschierte, um die Dänen zu bekriegen, die das schöne, meerumschlungene Land um jeden Preis schlucken wollten. Denn man schrieb 1848, und der Deutsche Bund, der zwar meistens tat, als ob er was täte, hatte diesmal seine Schlafmütze abgezogen und sich einen Helm aufgestülpt, denn alles gefallen durfte man sich doch nicht lassen, namentlich, wenn das Volk es in so ungestümer Form verlangte.

Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht,
Wahre treu, was schwer errungen,
Bis ein schön'rer Morgen tagt!

So klang es durch die deutschen Straßen und Gassen, und die Aehren auf den Feldern und die Blätter an den Bäumen sangen es mit. Ein neuer Geistesfrühling war über das politisch so zerrissene deutsche Land gekommen.

Und der es am lautesten sang, das Lied, das war der Gottfried Damm. Er war mit Leib und Seele Soldat, und das Bauernblut, das in ihm rumorte, verlangte

nach Betätigung, denn das Vaterland ehren und mehren war für ihn gleichbedeutend mit dem Kampf um die Scholle.

Er war ein schlanker, gutgewachsener Bursch, dem die dunkelgrüne nassauische Uniform mit den karminroten Aufschlägen, dem gelben Bandelier und dem schwarzen Tschako vortrefflich stand und der mit seinen blanken Augen recht unternehmungslustig in die Welt schaute.

Kein Wunder, daß den rotbackigen Holsteiner Deerns die Strandhaferzöpfe wackelten, wenn sie dem schmutzen Marsjünger nachblickten. Aber diese Strandhaferzöpfe hatten unsichtbare Häkchen und an einem solchen Häkchen blieb Gottfried eines Tages hängen.

Die Besitzerin dieses Häkchens hieß Mieke und war die wusselige Tochter des Fischers Jürgen Kröger zu Ederneförde, bei dem Gottfried ein Jahr später in Quartier lag. Er hatte die Ausruhetage verdient, der Brave. Heiße Kampfstage lagen hinter ihm, denn der Däne war kein zu verachtender Gegner. Aber wenn Gottfried Damm anfang seine Ahtzehrnpfänder zu schleudern, dann rissen alle Widerstände.

Seine Tapferkeit hatte ihm bereits